



INSTITUT ZUR ERFORSCHUNG VON EVANGELISATION  
UND GEMEINDEENTWICKLUNG  
DER THEOLOGISCHEN FAKULTÄT GREIFSWALD

---

## Gemeinde mit Zukunft - Was können wir heute tun?

Kirchenkreis Siegen, 21. Januar 2006

*Michael Herbst*

---

### Einleitung

☪ Kurze Vorstellung des IEEG, Hinweis auf Sabbatical und Newsletter

„Ein Mann stöbert in einem kleinen Antiquitätengeschäft [...]. Der Laden ist überwiegend mit Nippes und wertlosen Sachen voll gestellt. Aber auf dem Boden bemerkt der Mann etwas, das wie eine chinesische Vase aussieht. Als er sie genauer in Augenschein nimmt, stellt sich heraus, dass es sich um ein kostbares Stück aus der Ming-Dynastie handelt, das von unschätzbarem Wert ist. Sie ist mehr wert als alle Dinge in diesem Laden zusammen. ☪ Der Besitzer hat eindeutig keine Ahnung, welchen Wert dieses Stück hat, denn die Vase ist mit Milch gefüllt und die Katze trinkt daraus. Der Mann sieht die Chance gekommen, das Geschäft seines Lebens zu machen. Er legt sich ganz schlau eine Methode zurecht, wie er die Vase zu einem Bruchteil ihres Wertes erwerben kann. „Sie haben da eine ganz außergewöhnliche Katze“, sagt er zu dem Besitzer. „Wie viel verlangen Sie dafür?“ „Oh, die Katze ist nicht zu verkaufen“, sagt der Besitzer. „Sie hält den Laden von Mäusen frei.“ „Ich muss sie unbedingt haben“, entgegnet der Mann. „Wissen Sie was? Ich gebe Ihnen 100 Dollar für sie.“ „Das ist sie eigentlich nicht wert“, lacht der Besitzer, „aber wenn Sie sie unbedingt haben wollen, dann gehört sie Ihnen.“ „Ich brauche noch etwas, um sie füttern zu können“, fährt der Mann fort. „Ich lege noch zehn Dollar drauf und nehme auch dieses Schälchen, aus dem sie trinkt.“ „Oh, das geht nicht. Dieses Schälchen ist tatsächlich eine antike chinesische Vase aus der Ming-Dynastie. Sie ist

mein kostbarster Besitz und von unschätzbarem Wert. Aber das Witzige ist: Seit ich diese Vase habe, habe ich schon 17 Katzen verkauft.“<sup>1</sup>

Liebe Schwestern und Brüder, die Fähigkeit, anderen einen Wert beizumessen, gehört zu den kostbarsten Gaben der Welt. Intensive Gemeinschaft hat etwas damit zu tun, im anderen etwas Wertvolles und Kostbares zu sehen. In aller Unscheinbarkeit trägt der andere ein unsichtbares Etikett Gottes: Mein kostbarster Besitz. Im Hebräischen Wort „kabod“ vermengen sich dabei mehrere Komponenten: Gewicht, Ehre, Anerkennung, Herrlichkeit. Ich möchte heute die These aufstellen, dass die entscheidende Herausforderung der Gemeindegemeinschaft darin besteht, Menschen so anzusehen und mit ihnen so umzugehen, dass für sie erfahrbar wird: Ich habe bei Gott „kabod“. Ich bin Gottes wertvollster Besitz.

Damit bin ich mitten in dem Thema, das mir gestellt wurde: ☪ Worin besteht die Zukunft unserer Gemeinden? Was können wir tun? Ich möchte mit Ihnen fünf Herausforderungen für eine Gemeinde der Zukunft anschauen. Ich beginne mit den Herausforderungen aus der Krise der Kirche, bleibe dabei aber nicht lange, sondern spreche bald über die Herausforderung aus dem Evangelium. Als drittes sehe ich Herausforderungen durch den Missionskontext, als viertes die Herausforderung zum missionarisch verstandenen Plural, als fünftes und letztes eine Herausforderung aus der Ökumene. Aber dies ist meine These: Gott selbst ist die Zukunft der Gemeinde, er ist die größte Herausforderung für unsere Gemeindegemeinschaft. ☪

## 1. Die Herausforderung durch die Krise der Kirche

Ich habe gezögert, ob ich darüber sprechen, ja das an den Anfang stellen sollte. Wir sind gewohnt, so zu beginnen. Das ist in solchen Vorträgen die Umsetzung der lutherischen Lehre von Gesetz und Evangelium. Zunächst gibt es ein paar eindrucksvolle Katastrophemeldungen, die uns richtig in die Knie zwingen, dann aber kommt der große Trost, dass es gar nicht so schlimm ist, wenn man nur den überaus klugen Vorschlägen des Referenten folgt. Manche kann dieser Einstieg so lähmen, dass sie für irgendwelche guten Vorschläge kaum noch zu gewinnen sind, selbst wenn es sich wirklich um kluge Ideen handelt.

Manche von uns wachen also auf und sorgen sich, wie es weitergehen soll. Abbau von Pfarrstellen, Streichung von Zuschüssen, Zusammenlegung von Gemeinden und Kirchenkreisen. Das ist die finanzielle Krise. Ein Verlust an Aufmerksamkeit und natürlicher Autorität, ein allmähliches Abschmelzen des Mitgliederbestandes verbunden mit einer Alterung der gottesdienstlichen Gemeinde. Und Kinder, die nicht geboren werden, können wir auch nicht taufen (A. Noack). Das ist die Mitgliederkrise. Sie wird auch durch Events wie den Weltjugendtag nicht aufgehoben. Nach dem Jugendtag, so der katholische Soziologe Michael Ebertz,

---

<sup>1</sup> John Ortberg: Jeder ist normal, bis du ihn kennen lernst. Asslar 2004, 253f.

„kehrt dann die Normalität zurück, friedlich, höflich, friedhöflich.“<sup>2</sup> Der Spiegel titelte: Gläubige verzweifelt gesucht. Heimkehr des Papstes in ein unchristliches Land.“ Ich komme aus Greifswald zu Ihnen, und da sieht es schon noch etwas dramatischer aus: Wenn im Weltmaßstab Westeuropa ein religiöses Katastrophengebiet darstellt, so ist Ostdeutschland dessen Epizentrum. Ostdeutschland ist so atheistisch wie Bayern katholisch.<sup>3</sup> Der Erfurter Bischof Wanke meint: „Einen konfessionslosen Thüringer zum Christen werden zu lassen scheint mir bedeutsamer, zumindest schwieriger, als einen animistischen Afrikaner zu taufen.“<sup>4</sup> Dazu kommt unsere innere Verunsicherung, bis in unseren Berufsstand hinein, Verunsicherung im Gebet und Verunsicherung in der Berufsrolle, Verunsicherung im Glauben und in der Zielsetzung von Gemeindefarbeit. Das ist unsere Orientierungskrise. Zugleich aber sollen wir unter veränderten Bedingungen die Kirche des 21. Jahrhunderts bilden und wissen, sind also mitten in einer Strukturkrise.

Ich habe gezögert, davon zu sprechen. Warum? Weil wir gewohnt sind, so zu beginnen und dann nicht mehr davon loskommen, uns tief hineinsorgen in die offene und unklare Zukunft. Aber nicht davon zu reden, hieße, die Ausgangslage aus dem Blick zu verlieren und sich Illusionen zu machen, sei es die Illusion blühender volkskirchlicher Landschaften, sei es die Illusion deutscher Willow Creek Filialen mit entsprechendem Zustrom der Massen. Nein, wir müssen davon ausgehen, dass wir eine Kirche sind, die in der Krise steckt.☪

Ich stelle also diese Herausforderung an den Anfang, kommentiere sie aber dreifach:

- Erstens: In der Verknappung der Möglichkeiten kann auch ein Anruf Gottes stecken. Als die Anglikanische Kirche fast bankrott war, meint Bischof John Finney<sup>5</sup>: Jetzt redet Gott in einer Sprache mit uns, die selbst wir Bischöfe verstehen: Geld. Sie verstanden die Krise als Zeichen zum Aufbruch, zur Besinnung auf das, wozu Kirche da ist. Wenn uns das nicht gelingt, werden wir immer weiter und weiter „downsizen“, von Strukturreform zu Strukturreform uns immer mehr verkleinern, aber nicht mehr neu in die Zukunft der Kirche investieren. Natürlich müssen wir abbauen, und wir brauchen auch Trauerriale in diesem notvollen Gemeindeabbau. Aber zugleich müssen wir fragen, an welchen Stellen wir zugleich mutig investieren sollen, auch Geld in die Hand nehmen sollen, um den Neuanfang zu wagen. Kameralistische Gerechtigkeit vermag das nicht: Sie schneidet mit dem Rasenmäher und verteilt mit der Gießkanne. So wird

---

<sup>2</sup> Michael Ebertz, in: Mario Kaiser, Ansbert Kneip und Alexander Smoltczyk: Das Kreuz mit den Deutschen. DER SPIEGEL, Nr. 33/2005, 15.8.2005, 136-151, 143.

<sup>3</sup> So Eberhard Tiefensee in einem Vortrag in Greifswald am 7.10.2005.

<sup>4</sup> Joachim Wanke: Missionarische Herausforderungen im gesellschaftlichen Kontext Deutschlands – Perspektive Ostdeutschland. In: EMW u.a. (Hg.): Aufbruch zu einer missionarischen Ökumene. Hamburg 1999, 138.

<sup>5</sup> Mündlich mitgeteilt.

alles gleichmäßig schwächer und nirgends darf mutig etwas Neues aufwachsen. Vielleicht ruft uns Gott jetzt auch zu unternehmerischem Mut.

- Zweitens: Das aber setzt voraus, dass wir nicht in der Krise selbst gottlos von der Kirche reden. Gottlos von der Kirche redet, wer nun nicht mehr mit Gott rechnet, wer allen Ernstes denkt, er könne und müsse mit seinem Einsatz die Kirche retten, er müsse es, weil mit Gott leider nicht mehr zu rechnen sei. Gemeinde mit Zukunft – Was können wir tun? Vielleicht, nein ganz sicher muss die erste Antwort und das letzte Wort in dieser Sache dieses sein: Nichts! Denn Gemeinde lebt von dem, was Gott tut. Er erhält seine Kirche und treibt die Sache des Reiches Gottes in der Welt voran. Darum wäre es fatal, an Gemeinde zu denken ohne mit Gott zu rechnen. Gemeindeaufbau ohne Gebet, ohne Zuversicht, ohne Verheißung. Oder mit Blick auf Gott: Hoffnung auf erneutes Wachstum! Hat die Gemeinde Jesu die Hoffnung auf Wachstum aufgegeben, dann ist sie bereits dabei sich zu verabschieden. Alles was lebt, wächst – oder es stirbt. Weil Gemeinde aus Gottes Perspektive in jeder Hinsicht wachsen soll, kann die Gemeinde selbst nicht aufhören wachsen zu wollen. Sie muss nach dem fast schon sprichwörtlichen Diktum von Axel Noack fröhlich kleiner werden *und doch wachsen wollen*. Das bedeutet: In einer durchaus dramatischen Krise ist zu fragen, welche „Konzentrationsübungen“ (nicht „Katastrophenübungen“) die Kirche braucht, um ihrerseits dem Wachstum auch Raum zu geben.<sup>6</sup> Die Hoffnung auf Wachstum schließt ein (und nicht aus), dass sich vieles ändern muss und dass wir mit Schmerzen von manchem Liebgewordenen und Gewohnten Abschied nehmen müssen. Aber eine Kirche Jesu, die sich selbst als solche ernst nimmt, kann nicht aufhören, um Wachstum zu beten, für Wachstum zu arbeiten und Wachstum von Gott zu erwarten. Die Alternative besteht nur darin, als Kirche gottlos zu werden.
- Drittens: Dann besteht die Herausforderung darin, in der Krise nach Gott zu fragen, umzukehren von falschen Wegen, heimzukehren aus der Selbstmächtigkeit und neu zu fragen: Was willst du? Was verheißt du? Und was können wir dazu beitragen? Natürlich brauchen wir auch ein gutes Krisenmanagement, aber dieses Krisenmanagement wird umso besser sein, je mehr wir miteinander still werden und hören. „Wenn Ihr umkehrtet und stille bliebet, so würde euch geholfen; durch Stillesein und Hoffen würdet ihr stark sein.“<sup>7</sup> Dies ist auch die Zeit, sich zu treffen zum Beten, zur Beichte und zum Hören auf Gottes Gesetz und Evangelium.

---

<sup>6</sup> Thies Gundlach: Wohin wächst die Kirche? Pastoraltheologie 94 [2005], 217-230, 218.

<sup>7</sup> Jes 30,15.

## 2. Die Herausforderung durch das Evangelium

Ich komme zum Anfang zurück, zu meiner These, dass die entscheidende Herausforderung missionarischer Gemeindegemeinschaften darin besteht, Menschen so anzusehen und mit ihnen so umzugehen, dass für sie erfahrbar wird: Ich habe bei Gott „kabod“.☺

### 2.1 Lk 7,36-50

In Lk 7,36-50<sup>8</sup> wird die Geschichte von Simon, dem Pharisäer erzählt, bei dem Jesus einkehrt und zu Gast ist. Eine geheimnisvolle Frau, offenbar mit denkbar schlechtem Ruf in der Stadt, kommt hinzu, benetzt Jesu Füße mit ihren Tränen, trocknet sie mit ihren Haaren und salbt sie mit kostbarem Öl. Es ist eine Dreiecksgeschichte zwischen Jesus, Simon und dieser namenlosen Frau.

Simon verletzt dabei fast alle Regeln der Gastfreundschaft: Er wäscht dem Gast nicht die Füße und gibt ihm auch keinen Kuss. Die zweifelhafte Frau tut es. Liest man die Geschichte von hinten, so wird deutlich: Sie muss etwas begriffen haben und in der Tiefe empfunden haben von der Wertschätzung, die sie bei Gott erfährt, und von der Kraft der Vergebung, die mit ihrem verhunzten Leben fertig wird. Wir haben jetzt nicht die Zeit, die tiefe Symbolik dieser Geschichte im Einzelnen zu betrachten. Die Frau mit ihren Tränen und ihrer Hingabe ist für mich das Bild der Gemeinde, zu dem uns das Evangelium herausfordert.

Die „Sünderin“ aus Lk 7 weiß: Ihr ist viel vergeben worden. Dann ist Gemeinde ein Ort, an dem Menschen erfahren: Ich bin geliebt und von Gott für wertvoll erachtet. Ja, ich bin so kostbar, dass ich Gott das Leben seines Sohnes wert bin. Gemeinde ist der Ort, an dem Menschen neu werden. Befreit von Schuld und böser Bindung, befreit, ihr Leben auch unter schwierigen Bedingungen neu anzupacken. Ich bin bewegt davon, was geschieht, wenn bei uns Menschen diese Erfahrung machen: eine ehemalige hohe Parteifunktionärin, die 1989 alles zusammenbrach und die im Glauben ein neues Fundament fand, eine junge Frau, die in ihrem Leben so viel Gewalt erfahren hat, dass sie sich nur wertlos fühlen konnte, und die bei ihrer Taufe unter Tränen sagt, wie viel Würde sie nun hat, und warum sie denen vergibt, die ihr so viel angetan hatten, ein Musiker, der auf dem Feuerwehrfest zum Musizieren in der Kirche angeheuert wurde, und der dort Gott fand und nun unbeirrt Menschen einlädt, doch diese Entdeckung mit ihm zu teilen. Der Vater jener jungen Frau, der im Sterben noch von seiner Tochter die Geschichte vom verlorenen Sohn hört, sich erinnert, dass er einmal konfirmiert wurde, und dann bekennt: Das ist ja meine Geschichte. Jesus macht es Simon deutlich: Liebe ist das Ergebnis erfahrener Zuwendung. „Ihre vielen Sünden sind vergeben.“ Darum:

---

<sup>8</sup> Dieser Abschnitt ist inspiriert von John Ortberg, a.a.O., 253-270.

Die „Sünderin“ aus Lk 7 zeigt viel Liebe: ☩ Dann ist Gemeinde auch der Ort, an dem erfahrene Liebe zu praktizierter Liebe wird. Gegenüber Jesus, gegenüber dem Gast, gegenüber dem, der es ebenso braucht wie ich selbst. Wir könnten sagen: Wir können jetzt Simon-Gemeinden sein, die zwar Gastmähler veranstalten, aber in denen niemandem die Füße gewaschen und gesalbt werden. Wir können öffentliches Ansehen genießen und doch Gottes Herausforderung verpassen, weil unsere Lippen nicht küssen, unsere Knie sich nicht beugen, unsere Augen nie weinen, unsere Hände nicht dienen. Oder wir können Gemeinden der großen Sünderin sein, weil wir gar nicht aufhören, über die Wertschätzung Gottes zu staunen und darum „viel Liebe“ zeigen, Gott in unserem Gebet und unseren schönen Gottesdiensten, unserem Nächsten durch unsere Aufmerksamkeit, Gastlichkeit und Dienstbereitschaft. Sie kam als verachtete Sünderin und ging als Königstochter. Wie viele Menschen warten darauf, dass ihnen irgendjemand sagt, dass sie etwas wert sind, und dass irgendjemand sie auch das Gewicht spüren lässt, das ihr Leben bei Gott besitzt. Trotz und in Arbeitslosigkeit, zerbrochenen Beziehungen, Sucht, Gewalterfahrung und Leere. Das ist die Herausforderung Gottes: Viel Liebe zeigen, viel Vergebung erfahren. Und darum: auf keinen Fall menschenfern sein, auch aufhören, die anderen kirchenfern zu nennen, solange nicht klar ist, wie fern *wir* von diesen Entfernten leben. Das Bild einer solchen Gemeinschaft, klein oder groß, ist für mich ein Hoffnungsbild, das nicht nach unten drückt, sondern nach vorne zieht. Hier sind Brot für die Welt und Wort für die Welt ganz natürlich beieinander, Liebe tut das Nötige und hilft auf die Beine, führt aber ebenso zur Freude an Gottes Wertschätzung.

Gemeindeentwicklung ist dann nicht die Anwendung einer bestimmten Methodik, sondern das Bemühen, möglichst vielen Menschen möglichst viele Gelegenheiten zu geben, dieser vergebenden und aufrichtenden Liebe Gottes zu begegnen. Eine solche Gemeinde hat Zukunft, und an dieser Stelle können wir einiges tun.

## 2.2 „*Catched by a vision*“

In grauenhaft falschem Englisch für Schulanglisten sagen die anglikanischen Christen: „You must be *catched* (!) by a vision.“ ☩ Anders gesagt: Gemeinde entwickelt sich nicht, wenn uns nur der Druck der Verhältnisse nach unten drückt. Gemeinde entwickelt sich, wenn uns eine Vision gemeinsam fasziniert. Eine Vision, das ist nicht ein Wunschtraum. Es geht nicht um Illusionen über den Zustand unserer Kirche. Nicht unsere Phantasien von Größe und Macht bringen uns voran. Es geht um eine Vision, die in Gottes Willen gegründet ist. Wenn Gott davon träumt, viele Menschen mit seiner Liebe zu beschenken und zu einer starken und gesunden Gemeinschaft zusammenzufügen, dann *dürfen* wir nicht nur mitträumen, dann ist Träumen Gehorsam. Gottes Träume sind im Traumbilderbuch festgehalten, in der Heiligen Schrift. Wenn wir angefochten, wie wir sind, betend und horchend die Schrift aufschlagen, dann werden uns die Visionen Gottes für unsere Gemeinde zuteil. Sie dann miteinander zu teilen, miteinander immer wieder zu kommunizieren

und miteinander zu leben, das ist der Beginn gesunder Gemeindeentwicklung. Lukas 7 ist für mich ein Beispiel eines solchen Traumes: Gemeinde blüht auf, weil Menschen durch Vergebung und Erneuerung hindurch zu neuer Würde, neuer Liebe und phantasievолlem Tun finden. Das ist die Herausforderung Gottes. Gemeinde mit Zukunft, die mit Gott rechnet, braucht gottvolle Visionen.

### **3. Die Herausforderung durch neue Rahmenbedingungen: der Missionskontext**

Jetzt geht es um den Kontext, in dem das alles zu geschehen hat. Ich nenne diesen Kontext einen Missionskontext. ☹

#### **3.1 Gewinnen statt haben**

Ich gehe davon aus, dass wir die Menschen nicht mehr „haben“, wie es frühere Zeiten vielleicht noch sagen konnten; wir müssen sie erst gewinnen. Wir uns im Osten ist das offenkundig, da kaum mehr als 20% der Menschen auch Kirchenmitglieder sind. Aber auch im Westen wird es deutlicher: Wir haben nicht mehr automatisch den Zugang zu den Menschen; wir müssen sie erst davon überzeugen, dass es sinnvoll ist, mit uns Kontakt zu haben. Wir leben in einem Missionskontext. Was 1963 bei der Weltmissionskonferenz in Mexiko gesagt wurde, wird jetzt ernst: Es geht um Mission auf sechs Kontinenten, und jedes Nachzählen zeigt: Wir sind einer dieser Kontinente. Bei uns ist Mission angesagt; wir sind Missionsland.

Anders gesagt: Die alte, christentümliche Gesellschaft ordnete sich rund um die Kathedrale. Läden schmiegt sich an ihre Mauern. Das Leben ordnete sich um die Kirche, der Rhythmus der Tage und Wochen wurde von ihr bestimmt. Sie war die eine Agentur zur Vermittlung von Sinn und Orientierung. Dieses Monopol haben wir nun wirklich unwiederbringlich verloren. An die Stelle der Kathedrale tritt der Marktplatz.

Ob es uns gefällt oder nicht: Die Menschen verhalten sich wie Käufer auf dem Markt. Sie wählen von diesem oder jenem Stand, was ihnen gefällt. Sie sind auch nicht unbedingt zuverlässige Stammkunden, sondern eher Wechselkunden, um nicht zu sagen Wechselwähler. Das Christentum muss sich davon verabschieden, durch die umgebende Kultur selbstverständlich gestützt zu werden. Es kann nur noch „persongestützt“ existieren, durch bewusste Wahl und Annahme des Glaubens. Das ist die Kehrseite der Medaille: Wir haben sie nicht, sondern müssen sie gewinnen. Sie aber haben das Christsein nicht, sondern wählen es und nehmen es an.

Religiösen Pluralismus kannte die Antike auch, aber die frühe Christenheit betrat diesen religiösen Markt mit einem frischen, unbekanntem, unverbrauchtem und attraktiven Angebot. Alt waren die anderen. ☹ Heute aber betreten die Menschen

den Markt und denken: den christlichen Stand kennen wir. Dort haben wir früher gekauft und wurden enttäuscht. Die Kriminalgeschichte der christlichen Händler von Sinn und Orientierung ist Grundschulwissen. Wer im Osten groß wurde, ist erfolgreich immunisiert: „Trau bloß der Kirche nicht!“ Wer im Westen groß wurde, winkt gelangweilt ab: „Nichts Spannendes zu erwarten!“ Viel interessanter und verlockender sind die zahlreichen Wegweiser ins Heilige, die sich da als neu und aufregend anpreisen. Im Westen ist es also eher Konkurrenz, im Osten eher Indifferenz. Noch deutlicher: im Westen locken andere, während man im Osten Gott gar nicht erst denkt – und auch nichts vermisst. Für den östlichen Markt hat Hansjörg Hemminger ein treffendes Bild: Wir haben nicht so sehr Konkurrenz zu fürchten als Abstinenz. Die Kirche im Osten ist in der Situation eines Zigarrettenkonzerns, der einmal ein Monopol hatte. Inzwischen neigen aber die Menschen zu der Meinung, es sei besser, das Rauchen ganz aufzugeben. Nur schwache und abhängige Menschen greifen noch zum Glimmstängel, starke und unabhängige enthalten sich ganz. Die Konkurrenz kleinerer Zigarettenhersteller ist da ein vergleichsweise unbedeutendes Problem. Das Hauptproblem ist die langjährige Propaganda gegen das Rauchen.<sup>9</sup>

In jedem Fall braucht also der christliche Missionar auf diesem Markt besondere Bemühungen, um Menschen, wohl eher einzelne als Massen, wieder aufmerksam und aufnahmebereit zu machen. Er muss plausibel machen können, warum es sich lohnt, gerade diesen Marktstand wieder aufzusuchen. So weit greift das Markt-Bild. Nun aber müssen wir es verlassen. ☹

### ***3.2 Gewinnen durch Einzelne und Gemeinschaften***

Wenn Wolf Krötke Recht hat, haben wir die Menschen massenhaft verloren, werden sie aber nur als einzelne wiedergewinnen. ☹ Hier müssen wir das Marktbild verlassen, weil es nicht darum geht, wie ein Händler am Markt Waren oder Dienstleistungen feilzubieten. Zwar ist ein guter Service gewiss etwas, was dem Evangelium nicht widerspricht – wir könnten da noch einiges lernen! -, aber es geht nicht um den Austausch von Waren und Dienstleistungen. ☹

Viel besser gefällt mir das Bild, mit dem der anglikanische Emmaus-Kurs arbeitet: Menschen, so hat es John Finney in einer Langzeitstudie erforscht<sup>10</sup>, werden vor allem durch Beziehungen zu Christen gewonnen, die kontakt- und auskunftsfähig sind. Alle anderen Bemühungen der Kirche fallen weit zurück gegenüber diesem Faktor „B“, den ernsthaften, sensiblen und doch auskunftswilligen Kontakten von Christen gegenüber Kirchendistanzierten, Suchenden und Konfessionslosen. Das ist die erste Emmaus-Einsicht. ☹

---

<sup>9</sup> Hansjörg Hemminger: Weltanschauliche Trends 2003 – Herausforderungen für Mission und Evangelisation. MS 30.10.2003 – Noch unveröffentlicht.

<sup>10</sup> John Finney: Finding Faith Today. London 1992.



Ich muss dazu etwas mehr sagen. In der rheinischen Kirche gab es die Synodalvorlage „Auf Sendung“. Dort ging man so an das Thema heran: Jeder, der glaubt, wurde durch die Mission eines anderen gewonnen. Er ist dann kein Verlierer, sondern ein Gewinner der Mission. Das war die Mutter, die abends am Bett mit uns betete, der Religionslehrer, der keine Angst vor kritischen Fragen hatte und doch glaubte, der Freund, der beharrlich zum Grundkurs des Glaubens einlud, die Nachbarin, die da war, als der Mann starb. ☩

Alltagsmissionare möchte ich diese Zeugen Gottes nennen, weil wir uns her oft überfordern und dann von uns und anderen erwarten, als Mini-Theologen durch die Gegend zu laufen, die anderen, ob sie es wollen oder nicht, die vollständige christliche Botschaft liefern. Ich glaube dagegen: Diese Alltagsmissionare haben eine einfache Grammatik, die sich leicht konjugieren lässt: Ein *Ich* hat etwas erlebt und kann davon erzählen, ein *Du* wird freundlich angesprochen und fühlt sich ernst genommen, aber auch berührt. Dabei ist von *Ihm* die Rede, dem Dritten im Bunde, der beiden als großzügiger und starker Gott begegnet. Manfred Seitz<sup>11</sup> beschreibt treffend die Kürze und Prägnanz solchen Redens: ☩ „Der Glaube des Menschen ... beruhte nicht auf möglichst großer und umfassender Informiertheit über das, was man wissen konnte, sondern auf wenigen einfachen, in Herz und Seele gesetzten Mitteilungen des Heiligen Geistes durch Bibel, Gottesdienst, Predigt, Zeugnisse und persönliche Zusprüche, in denen sich das Ganze des Heilsangebotes verdichtet.“ Mir liegt an diesem bescheidenen Ansatz der kleinen Erzählungen, die doch offensichtlich so überraschend sind, dass sie andere Menschen „öffnen“. Da ist kein Eifer im Missionarischen, kein evangelistischer „Überdruck“, der so unausstehlich sein kann, eher eine stille und kraftvolle Selbstverständlichkeit, die offenbar denen leichter und eher zuwächst, die erst neu dazukommen. Und dann verbindet sich dieses schlichte Zeugnis mit Angeboten der Gemeinde, in denen es tiefer und weiter gehen kann, zu denen die schlichten Alltagsmissionare die Türe öffneten. ☩

Denn die zweite Emmaus-Einsicht lautet: Menschen kommen zum Glauben, wenn sie über längere Zeit begleitet werden und die Chance bekommen, in überschaubaren Gruppen das Evangelium selbst zu entdecken. Nurture Courses, zu Deutsch Glaubenskurse, sind das bei weitem erfolgreichste Instrument gemeindlicher Mission in England. Dabei ist jeder Faktor wichtig: ☩ Zeit (die Menschen brauchen oft lange, bis sie gewonnen sind), Begleitung (durch eine Art von persönlicher Patenschaft) und Gespräch, die kleine Gruppe, die herzliche Atmosphäre, Tischgemeinschaft und das deutliche Glaubenthema. Ganz wesentlich ist das, was Burghard Krause eine „Umkehrliturgie“<sup>12</sup> nennt und was Jens-Martin Sautter „Inszenierung der Antwort“<sup>13</sup> nennt, also eine Möglichkeit, auszusprechen,

---

<sup>11</sup> Manfred Seitz: Über Kurzformeln des Glaubens als sprachliche Konzentration des Glaubensgutes. In: Rudolf Landau (Hg.): Manfred Seitz – Theologie für die Kirche. Stuttgart 2003, 33-43, 37.

<sup>12</sup> Burghard Krause: A.a.O., 241f.

<sup>13</sup> Jens-Martin Sautter: Spiritualität lernen. Glaubenskurse als Einführung in die Gestalt christlichen Glaubens. Neukirchen-Vluyn 2005 (BEG 2), 107-109+313-324.

dass ein Mensch fortan in der Nachfolge Christi leben möchte. Und damit bin ich beim dritten Aspekt: ☩

### ***3.3 Gewinnen wollen zur Nachfolge in der Gemeinschaft***

Auch bei der Frage nach dem Ziel greift das Marktbild nicht. Ziel christlicher Mission ist es ja nicht, Menschen zu treuen Kunden zu machen. ☩ Es kann nicht darum gehen, dass Menschen wie gute Stammkunden immer wieder einmal bei uns vorbei schauen und sich (be)dienen lassen. Dieses Bild von „Kirche bei Gelegenheit“ (Michael Nüchtern) führt in Sackgassen, sobald die selbstverständliche Volkskirchlichkeit nicht mehr gegeben ist. Christsein wird nicht überleben, wenn es nur von gelegentlichen Höhepunkten im Jahres- oder Lebenslauf gestützt wird. Folgt man etwa Peter Berger, so erkennt man, dass ohne regelmäßige Kommunikation unter Glaubenden der Glaube in einer gesellschaftlichen Minderheitensituation nicht überlebensfähig ist. Er ist dann nicht mehr plausibel. Zahnschmerzen plausibilisieren sich von selbst; Glaube in der Minderheit nicht – der hängt daran, dass andere ihn auch plausibel finden und wir uns gegenseitig stärken. Er hängt – soziologisch gesprochen – am seidenen Faden des Gesprächs. Das Problem des ostdeutschen Protestantismus nach 1945 ist nicht allein die aggressive Religionspolitik der SED gewesen. Es zeigt sich vielmehr, dass eine typisch protestantische, positiv-distanzierte Kirchenmitgliedschaft unter Druck nicht standhielt und eine reine Kasualchristlichkeit rasch die alternativen Angebote der Jugendweihe und der weltlichen Beerdigung für mindestens ebenso plausibel hielt. ☩ Wir sollten uns darum endlich von der Illusion verabschieden, Kirchenmitgliedschaft in freundlicher Distanz sei auf Dauer eine tragfähige, gleichberechtigte christliche Existenzweise. Unser Ziel muss es vielmehr sein, dass Menschen die Rolle als Kunden aufgeben. Ziel von Mission ist Konversion. Anders gesagt: Es ist unser Ziel, dass Menschen das Evangelium als „Lebensmacht“ (Max Weber) ergreifen und sich der Gemeinschaft der Christen verbindlich anschließen. In der Sprache der Kaufleute gesagt: „Die überzeugten und engagierten Mitglieder wechseln dabei teilweise oder ganz von der Kunden- auf die Anbieterseite des Geschehens. Wenn man im Bild des Unternehmens bleibt, investieren sie [...] so viel, dass sie von Kunden zu Teilhabern werden.“<sup>14</sup>☩

Bevor auch von Methoden die Rede ist, ging es mir in diesem Abschnitt um eine einfache Einsicht: In unserem Kontext geht es nicht zuerst um bestimmte Arbeitsformen und Veranstaltungen. Wenn Menschen gewonnen werden sollen, geht es zuerst um überzeugte und überzeugende Christenmenschen, und es geht darum, auf alle nur erdenkliche Art und Weise Prozesse zu ermöglichen, in den Menschen Erfahrungen mit dem Evangelium machen können.

---

<sup>14</sup> Hans-Jörg Hemminger: A.a.O.

Anders gesagt nehmen wir den Missionskontext dann ernst, wenn wir möglichst vielen Menschen möglichst viele Gelegenheiten geben, das Wort von der Liebe Gottes zu hören und darauf zu antworten.☺

### ***3.4 Gewinnen am Ende der sieben fetten Jahre***

Was kann getan werden für eine Gemeinde mit Zukunft? Ich wage ein vorsichtige Zeitansage als Grenzgänger zwischen Ost und West. Der Blick auf die Probleme meiner westfälischen Heimatkirche ist durch 10 Jahre Pommern gefärbt. Wir sind in Pommern in einer Situation, in der das Überleben als Landeskirche in bisheriger Form nicht möglich sein wird. Der Mangel an Ressourcen zwingt uns zu handfesten Reformen. Wir müssen Einschnitte in die kirchlichen Strukturen hinnehmen und zugleich darüber nachdenken, wie wir gezielt an einigen Stellen neu investieren, um zukünftiges Wachstum anzubahnen. Es geht um einen geordneten Rückbau von Strukturen und einen mutigen Aufbruch in die Zukunft.☺

Bei Ihnen geht es nach meiner Einschätzung um etwas anderes. Auch Sie denken häufig über Strukturen und Sparzwänge nach. Aber die Ausgangslage ist anders: Sie befinden sich – mindestens aus ostdeutscher Perspektive – noch in einer verhältnismäßig komfortablen Situation. Ich wage diese Zeitansage: Sie stehen im „siebten der fetten Jahre“. Das aber bedeutet: Sie können natürlich ☺ so sparen wie der Mensch in der Badewanne, der den Stöpsel zieht – die Wanne leert sich gleichmäßig, der Wasserstand sinkt überall, bis der Badende im Trockenen sitzt.☺ Sie können aber auch heute die Ressourcen so kanalisieren, dass in den „sieben mageren Jahren“ ein Vorrat da ist. Ich meine dabei einen Vorrat an diasporafähigen Christenmenschen und an diasporafähigen Gemeinden.<sup>15</sup>

Stützt die Kultur immer weniger den Glauben und die Gemeinde, so empfehle ich Ihnen, die Kräfte darauf zu konzentrieren, möglichst vielen Menschen die Gelegenheit zu geben, einen widerstandsfähigen Glauben zu entwickeln.☺ Dieser Gedanke verbindet mich mit Paul Zulehner: „Widerständig ist Religion ... um so eher, je mehr sie .. in überschaubaren Gemeinschaften gestützt wird. ... Es wäre ... gut, gleichsam jetzt schon Überlevensvorrat für durchaus mögliche schlechtere Zeiten zu schaffen, nämlich persönliche Glaubensüberzeugung und die Vernetzung von Überzeugten.“<sup>16</sup>

## **4. Herausforderung zum missionarisch verstandenen Plural**

Die ersten Konzepte des Gemeindeaufbaus waren ☺ verengt auf Modelle, die *für alle dasselbe* forderten. Man brauchte dann eben nur Hauskreise oder Mitarbeiterkreise,

---

<sup>15</sup> Den Gedanken der „diasporafähigen“ Christenmenschen habe ich von DR. JOHANNES ZIMMERMANN übernommen.

<sup>16</sup> PAUL M. ZULEHNER: Fundamentalpastoral. Kirche zwischen Auftrag und Erwartung (Pastoraltheologie, Bd. 1). Düsseldorf<sup>2</sup>1991, 193f.

bestimmte Gemeindeabende und Hausbesuche, und dann würde es schon gehen. Die Gemeindeaufbau-Theorie hat in den letzten Jahren deutlicher erkannt, dass damit die *Gefangenschaft kirchlichen Lebens in bestimmten Milieus* nur fortgeschrieben würde. Wir brauchen nicht einen, sondern viele Zugänge zum missionarischen Kontext. Anders gesagt:

In unserer Lage brauchen wir also ein neues, missionarisches Ja zum Plural in der Kirche. Es gäbe nun sehr, sehr viele Bereiche, in denen ich das zeigen könnte: z.B. könnte ich über einen ernsthaften Plural der Gottesdienstformen sprechen. Ich könnte über den Plural der Vergemeinschaftungsformen sprechen („Nicht jeder will und kann in einen Hauskreis!“). Ich könnte über unsere Milieuprobleme sprechen. Ich will es aber deutlich machen an Hand einer englischen Studie aus dem Jahr 2004 über Gemeindetypen: Mission Shaped Church<sup>17</sup>, die missionsgeformte Kirche. Ich weiß, dass es für manchen, der schon einmal nach London studienreiste, eine Wiederholung ist. Da wir uns aber so schwer mit dem Übersetzen tun, scheint mir diese Auffrischung der englischen Überlegungen sinnvoll zu sein. ☺

Ausgangspunkt dieser Studie ist die Feststellung, dass für viele Menschen nach wie vor der Wohnort das Lebenszentrum darstellt, für noch mehr mobile Menschen aber der Wohnort kaum noch eine Rolle spielt. Sie leben nicht nachbarschaftsorientiert, sondern netzwerkorientiert. In unterschiedlichen Netzwerken gestalten sie ihr Leben. Sie sind Kollegen in ihrer Firma, fahren zum Sport in einen anderen Stadtteil, treffen sich mit Freunden an einem dritten Ort und engagieren sich in einer Bürgerinitiative in einem Vorort. Für ihre Kinder engagieren sie sich in der Schule. Kollegen und Sportsfreunde, Elternvertreter an der Schule und Mitarbeiter in der Bürgerinitiative – sie alle sind für den mobilen postmodernen Menschen wichtiger als die, die in der Nachbarschaft wohnen. Für Menschen, die ihren Lebensmittelpunkt am Wohnort haben, ist die Parochie, die Ortskirchengemeinde, die beste Möglichkeit zur Begegnung mit dem Evangelium. Für die mobilen Postmodernen ist sie das gerade nicht.

Mission Shaped Church ☺ empfiehlt aus missionarischen und nicht aus finanziellen Gründen eine Mischwirtschaft unterschiedlichster Gemeindeformen, um möglichst viele Menschen zu erreichen: in Parochien, aber auch in Cell Churches, also Gemeinden, die nur aus Kleingruppen bestehen. In Gemeindepflanzungen, die nichts anderes sind als ein zweites selbstständiges Programm unter demselben Kirchendach, oder aber in völligen Neugründungen von Gemeinden in bislang unerreichten Regionen. In Gemeinden, die sich als vollständige und dauerhafte Gemeinden an Schulen bilden, für Schüler, Lehrer und Eltern. An Gemeinden in Cafés. An Gemeinden, die als soziales Projekt in Brennpunkten beginnen, aber auch Gottesdienste und Glaubenskurse anbieten. An Gemeinden, die sich aus einem spezifischen Gottesdienst für Suchende heraus entwickeln. Mut zum missionarischen Plural!

---

<sup>17</sup> Mission shaped church. Church House Publishing. London 2004.

Ich lerne daraus etwas Schlichtes: Wir brauchen für die Mission im Plural alle erdenkliche Fantasie. Es gibt keinen missionarischen Zauberschlüssel, der die Türen zu allen Menschen öffnet. Wir brauchen nicht den einen Schlüssel, sondern ein ganzes Schlüsselbund. Einverstanden? Das ist gefährlich! Warum?

Wir neigen nämlich dazu, an unseren Strukturen mit einer gewissen Verbissenheit festzuhalten. Wir sind bessere Verwalter des Vorhandenen als mutige Unternehmer einer zukünftigen Kirchengestalt. So werden manche Kirchenleute immer noch sehr nervös, wenn man ihnen sagt: ☩ Die Parochie wird bleiben, sie ist und bleibt eine wesentliche Variante gemeindlichen Lebens. Aber daneben brauchen wir dringend weitere Gemeindetypen: etwa Profilmgemeinden in den Citykirchen, „zweite Programme“ in der Innenstadt, Neugründungen in den entkirchlichten Siedlungen und auch geistliche Leuchttürme im ländlichen Raum. Da kommt Nervosität auf. Wir brauchen mehr Zusammenarbeit und Abstimmung von Gemeinden in der Region und Freien Werken – die kommen notorisch in der Gemeindeaufbaudebatte zu kurz! Wir werden an manchen Stellen auch den Betrieb einstellen müssen. Bei alledem lebt das parochiale System von der Vorstellung einer flächendeckenden Versorgungskirche, in der alle im Prinzip dazu gehören, und in der das territoriale Prinzip das Leben ordnet. Das aber ist in weiten Teilen des Landes (nicht überall) Vergangenheit.

Wir brauchen, so begann dieser Abschnitt, ☩ ein Ja zum Plural in missionarischer Perspektive. Freilich macht dieses Ja nur Sinn, wenn der Plural in der Kirche zugleich missionarisch wird. Das Ja zum Plural und die Liebe zur Mission müssen sich vermählen. Mission wird sich dann pluralisieren und der Plural wird sich mehr und mehr dem Missionarischen verschreiben. Darum geht es. Dabei wissen wir, dass wir die Menschen nicht mehr haben. Nur hören wir nicht auf, sie gewinnen zu wollen. Unsere Mission ist damit absichtsvoll: Sie will etwas. Sie gönnt möglichst vielen Menschen die Erfahrung, vom dreieinigen Gott gewollt und geliebt zu sein. Nicht vereinnahmen will sie, aber sie steht im Dienst der Sehnsucht Gottes, eine Beziehung aufzunehmen mit Wort und Antwort, einen echten Wortwechsel. Und damit will Mission auch Konversion.

Und lassen Sie mich noch eines ergänzen: Wir sind gewiss noch nicht am Ende mit diesem missionarischen Plural. Zu vieles wird noch kopiert und imitiert. Viel zu wenig ist *maßgeschneidert* missionarisch für unsere so eigenartige und vielleicht sogar einmalige Situation einer nach-christentümlichen, atheisierenden Kultur. Bei vielem müssten wir ehrlich sagen: Das geht nicht! Aber wir müssten es nicht resignierend sagen, sondern eher neugierig: Angesichts der störrischen Menschenliebe Gottes kann es gar nicht sein, dass nichts geht. Es bräuchte eine Olympiade der missionarischen Ideen und der inkulturierten Modelle, die *wir unseren* Zeitgenossen sagen können, was wir glauben. ☩

## 5. Die Herausforderung aus der Ökumene

In besonderer Klarheit hat die Katholische Kirche vor einigen Jahren die missionarische Aufgabe auf den Begriff gebracht. Sie hat ein charmantes biblisches Bild benutzt, um die Mission der Kirche zu beschreiben; sie spricht davon, es sei „Zeit zur Aussaat“.<sup>18</sup> Mit der Logik der Mission in diesem katholischen Papier kann ich vieles zusammenfassen und damit auch schließen: Die katholischen Bischöfe bedenken nicht nur die Hand, die aussät, und den Boden, auf den sie säen, sie fragen auch danach, wie die Saat aufgeht. Wie reift ein erwachsener Mensch zum Glauben heran?<sup>19</sup> Es ist ziemlich aufregend, den fünf Schritten zu folgen, die unsere katholischen Mitschriften erkennen. Damit kann ich zusammenfassen, was ich sagen wollte:

Da ist als erster Schritt *das Zeugnis des Lebens*, oft ein Zeugnis ohne Worte. Das Leben lockt und es spricht eine eigene Sprache. Es zieht an, überrascht, berührt, öffnet, erweckt Neugier, überwindet Vorurteile. Die zugewandte Lehrerin, der hilfsbereite Monteur in der Werkstatt, die erfahrene Liebe in einem Hospiz, die etwas andere Pflege im christlichen Krankenhaus. Der gastfreundliche Nachbar. Das Kind, das fröhlich, laut und schief ein christliches Lied im Hausflur singt. Der Politiker, der für Verständigung und Ausgleich sorgt. Sie alle tun es, weil Gott es in sie hineingelegt hat, ganz ohne Taktik. Aber es weckt die Nachfrage oder es öffnet auch für das zerbrechliche Reden darüber, was unser Innerstes zusammenhält.

Das ist nämlich der zweite Schritt: *das Zeugnis des Wortes*. Es gibt ja so etwas wie eine „natürliche Zurückhaltung im Sprechen“, wenn es um das Heiligste im Leben geht. Aber zugleich wird der Mund nicht verschlossen bleiben, wenn das Herz voll ist. Anders gesagt: Es bleibt nicht bei der Wortlosigkeit, sie wäre für sich auch nicht Zeugnis, sie würde vielmehr zur „Pantomime der Selbstgerechtigkeit“.<sup>20</sup> Sie machte uns groß und bedeutend, aber nicht Christus.

Der dritte Schritt ist *die Zustimmung des Herzens*. Die Begegnung mit Gott braucht auch „eine persönlich verantwortete, in eigener Erfahrung verwurzelte Glaubensentscheidung.“<sup>21</sup> „Die Botschaft des Evangeliums will gehört, aufgenommen und angeeignet werden, sie sucht die Zustimmung der Herzen der Menschen zur Wahrheit des Glaubens.“<sup>22</sup> Je weniger Menschen von Hause aus eine Prägung im Glauben mitbringen, je stärker sie erst als Erwachsene in Berührung mit dem Evangelium kommen, desto weniger wird diese persönliche Zustimmung des Glaubens etwas Seltsames, merkwürdig Pietistisches haben, sondern eine selbstverständliche Erfahrung sein: Eine gewinnende Kirche gewinnt tatsächlich –

---

<sup>18</sup> Die deutschen Bischöfe: Zeit zur Aussaat. Missionarisch Kirche sein. Bonn 2000.

<sup>19</sup> Zeit zur Aussaat, 15.


<sup>20</sup> Die Herkunft der Formulierung aus der Westfälischen Kirche ist mir nicht mehr bewusst.

<sup>21</sup> Zeit zur Aussaat, a.a.O., 23.

<sup>22</sup> A.a.O.

nicht Massen, aber einzelne! Meine Erfahrung als westdeutscher Pastor und nun ostdeutscher Professor ist einfach: Je größer die Entfremdung, desto unbefangener können wir damit umgehen, dass sich der neu aufblühende Glaube „äußert“, dass Antwort inszeniert sein will. Menschen kommen dann ohne Zwang zum Altar, lassen sich segnen und bekennen sich mit einem Gebet zu Christus.

Das führt viertens zum *Eintritt in eine Gemeinschaft von Gläubigen*. Das ist etwas, was wir Protestanten klarer in den Blick bekommen müssen. Es geht nicht um eine evangelische Vereinsmeierei. Es geht um **Biotope des Glaubens**, in denen der frisch entstandene Glaube stark und mündig werden kann. Biotope des Glaubens können sehr verschieden aussehen, aber notwendig sind sie. **Ohne Gemeinde überlebt der Glaube nur schwer**. Es stützt und stärkt unseren Glauben, regelmäßig mit anderen zusammenzukommen, zu hören und zu beten, zu feiern und zu arbeiten.

Dass damit keine „ghettoartigen Fluchtburgen“ gemeint sind, wird spätestens deutlich, wenn wir uns den fünften und letzten Schritt anschauen, mit dem im Grunde genommen alles von vorne beginnt: Nun wird auch der neu gewonnene Mensch sich *beteiligen am Apostolat der Kirche Jesu Christi*. Der Zirkel von Lebenszeugnis und Zeugnis des Wortes wiederholt sich.<sup>23</sup>

## Schluss

Damit habe ich Sie lange genug strapaziert. Um eines ging es mir in allen fünf Abschnitten: Gott selbst, der Vater Jesu Christi, ist die Herausforderung für die Entwicklung unserer Gemeinden. Er ist die Zukunft unserer Gemeinden. Er gibt uns Träume, die uns faszinieren. Er zeigt uns, wie viel wir ihm wert sind. Er bringt uns auf den Weg zu den, die wir nicht haben, die er aber gewinnen möchte. Er macht uns Mut zu neuen Wegen und auch pluralen Strukturen, wenn nur der Plural missionarisch ist. Und er führt Menschen vom Zeugnis des Lebens und des Wortes zur Zustimmung des Herzens und zum Eintritt in die Gemeinschaft der Gläubigen, aber auch zum Dienst in der Welt. Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.

---

<sup>23</sup> A.a.O., 29.